

UBERWINDUNG DER RESIGNATION

Können wir noch heilig werden?

Von Karl Rahner S. J., Pullach bei München

Es ist, liebe Freunde, nicht gerade ein angenehmes „Ehrenamt“, das Ihr mir so großmütig auf unserer „*Wiedersehensfeier des Weihejahrgangs 22*“ übertragen habt. Ich soll zu den mehr heiteren und kameradschaftlichen Reden, die alte, selige Zeiten aus der Vergangenheit heraufbeschworen, so etwas wie eine „mehr geistliche Rede“ halten: „wir wissen selbst nicht recht, wie wir es meinen, aber es wird Dir schon etwas einfallen“. Und nun stehe ich Ärmster da: ein wenig gerührt, ein wenig wehmütig und doch dankbar. Dankbar, daß wir — ist das nicht schon viel? — noch die Alten sind, und sich unser Weg im ganzen doch — ich will nicht sagen geradlinig, dennoch wirklich — zurückverfolgen läßt zum Dom unserer Priesterweihe, bei dem wir uns heute wieder versammelt haben.

In solchen Stunden, wie wir sie heute feiern, ist man geneigt, Vergangenheit und Gegenwart von einem freundlichen Schimmer feiertäglicher Ideale überglänzen zu lassen. Aber das ist gefährlich, weil es leicht eine unechte Sache wird. Denn wenn man einmal die Höhe des Lebens überschritten hat, wird man nicht mehr nach seinen Idealen, sondern nach seinen Leistungen gefragt, nicht nach dem, was man wollte, sondern nach dem, was man tat. Und man gibt einem Manne in unserem Alter nicht mehr gern die Chance, daß noch werden könne, was noch nicht ist. So bleibt uns eigentlich in dieser Stunde nichts anderes übrig, als — soweit sich das überhaupt gemeinsam machen läßt — so eine Art Bilanz unseres Lebens zu machen, nüchtern und ernst. Mit der Aussicht, daß sich mancher Posten in den kommenden Jahren noch etwas verschieben kann. Mit der Unruhe — ist sie Hoffnung oder Angst? —, daß noch alles anders werden könne, weil wir ja wahrhaftig noch nicht um alle Ecken unseres Lebensweges herumgesehen haben und, trotz aller Erfahrung, die wir mit uns gemacht, doch eigentlich immer noch nicht wissen, wer wir nun wirklich sind. Mein Gott, welche Überraschungen kann das Leben, können wir uns noch bereiten? Mit der ziemlich nahe an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit — beileibe nicht mehr —, daß wir auch beim Tode sein werden, was wir jetzt schon sind, daß wir also alt sind. Ja, meine Freunde, diese großartige Einsicht, daß wir alt sind, wird so ungefähr alles sein, was ich als Buchprüfer von eigenen Gnaden zu unserer „Bilanz“ werde zu sagen wissen. Aber, so will mir scheinen, diese Tatsache ist schwierig und dunkel genug, um Ihre geneigte Aufmerksamkeit für ein paar Minuten beanspruchen zu dürfen.

Wir sind schon ziemlich alt. Nun ja, daß es im äußeren, im bürgerlichen und beruflichen Leben so ist, dagegen läßt sich kaum etwas sagen.

Der Tod ist zwar immer nahe beim Menschen, aber nicht jeder Mensch lebt gleich nahe bei ihm. Wir sind ihm schon fühlbar nahe gerückt: wir werden alt; wir kommen über die Meinungen, die wir uns gestern bildeten, nicht mehr so recht hinaus. Wir fangen an, die Ruhe zu lieben und empfinden ungewohnte Ereignisse als störend. „Begeisterte“ Worte begeistern uns weniger als ehemals, und „tiefe“ Gedanken machen manchmal dem peinigenden Eindruck des Überanstrengten. Und wenn wir etwas für empörend oder entsetzlich erklären, so muß schon manchmal diese Erklärung die Empörung oder das Entsetzen ersetzen. Die Verwunderung — das schöne Beginnen des jungen Geistes — hat sich uns in ein verschwommenes Fremdheitsgefühl allem gegenüber verwandelt: alles ist bekannt und schon dagewesen und alles doch irgendwie hoffnungslos und unheimlich abweisend. Es ist, als ob alle Dinge noch beherrscht, aber doch schon spürbar die immer verschlossener werdende Gereiztheit eines Menschen annähmen, der zuviel ausgefragt wurde und jetzt wie bedroht sich verschließt. Wir sind der Wirklichkeit unsympathisch geworden, sie scheint darauf zu warten, daß wir uns allmählich empfehlen. Unser Geist macht noch weiter: man liest, hört, redet, sucht weiterzustudieren. Irgendwo uneingestanden wird es aber einem langweilig zu Mute. Wir haben freilich auch daneben den Eindruck, daß wir schon noch eine gute Zeit weiter machen könnten und weitermachen möchten, daß die Bäume, die wir gepflanzt, vielleicht jetzt erst so recht zu tragen beginnen, und daß es darum nicht so leicht wäre, jetzt schon zu gehen. Aber selbst, wenn wir noch bleiben dürfen, wird all das auf demselben Wege und in der gleichen Weise weitergehen. So bleibts dabei: wir werden alt und langsam müde. Die rüstige Kraft wird gefühlt als „noch“ vorhanden, wie der Nachmittag schön ist, weil er noch nicht der Abend ist, den er schon im geheimen in sich trägt. Gegen all das ist nichts zu sagen. Wir brauchen keine Klage und keine Apologie dieses Alters. Denn seine Bürde ist selbstverständlich und seinen Segen kennen wir auch.

Aber — und damit kommen wir zur eigentlichen, zur beängstigenden Frage unseres Alters —, sind wir nicht auch alt und müde geworden in jenem „inneren“ Menschen, von dem Paulus spricht. Ach, bei ihm lesen wir: mag auch unser äußerer Mensch aufgerieben werden, unser innerer erneuert sich Tag für Tag (2. Cor. 4, 16). Müßten wir — das ist unser uneingestandener Kummer — nicht eigentlich unsere eigene Lebenserfahrung umgekehrt formulieren: mag auch der äußere Mensch noch ganz gut durchhalten, der innere Mensch wird Tag für Tag mehr aufgerieben? Ist nicht auch unser innerer Mensch alt und müde geworden? Sind wir nicht enttäuscht über uns selbst, über die Bilanz unseres geistlichen Lebens? Hätten wir uns damals das kommende Leben — accipe Spiritum sanctum — nicht schöner, nicht abenteuerlicher, nicht fruchtbarer vorgestellt?

Wir wollten damals „heilig“ werden. Oder nicht? Jedenfalls: auch wenn wir dieses Wort jetzt nicht mehr so unbesorgt in den Mund nehmen wie damals, und wenn uns auch heute eine gewisse Verlegenheit beschleicht, wenn die Spirituäle dieses Wort so unbefangen handhaben, damals haben wir so gedacht. Und man kann eigentlich auch heute nicht gut anders sagen, was wir wollten und sollten und heute noch sollen und — ja, das ist es eben: darf ich noch leise sagen: wollen? Heute noch sagen: wollen, wo wir es eigentlich geworden sein müßten? Damals wollten wir heilig werden. Damals wollten wir uns für Gottes Ehre und das Reich der Himmel restlos verbrauchen und unser Leben in der glühenden Flamme der Liebe verbrennen. Und nun sind wir nicht heilig geworden.

Wir sind in den 25 Jahren unseres Lebens, auf die wir zurückblicken, sicher heiliger geworden. Wir haben gearbeitet. Und dabei ist auch an uns das Wunder geschehen, daß wir uns bisweilen wirklich vergaßen und Gott liebten und zu seiner Ehre taten, was durch uns geschah. Gott ist uns so oft in seinen Sakramenten begegnet. Warum sollten wir die Selbstsucht unseres Herzens in geheimem Stolz für so mächtig halten, daß wir meinten, sie hätte dem Andrang seiner Gnade alle Ritzen verstopfen können? Wir haben das Leben und seine Bitterkeit erfahren auf und ab. Warum sollte die sengende Unerbittlichkeit des Sommers nur Dürre und nicht auch ein wenig Reife gebracht haben? Und schließlich: hat nicht die Reue, die Gott schenkte, den Ertrag unserer Arbeit unversehrt gerettet, selbst wenn er einmal ganz verschlungen gewesen wäre im Abgrund der Schuld? Nein, wir wollen in der Strenge gegen uns noch einmal schlicht und bescheiden sein und uns vor der geheimen Meinung, dem letztem Stolz der Menschen hüten, unsere böse Störrigkeit könne obsiegen über Gottes herrlich starke Liebe, die, wenn sie will, auch den verbissensten Trotz des Herzens löst. Wir wollen Ihn auch in unserem Leben größer sein lassen als unser karges Herz und bekennen, daß Er es selbst vermochte, dem steinigten Acker unserer Seele eine Ernte abzugewinnen, die die Macht seiner Gnade rühmt. Wir sind heiliger geworden.

Aber wir sind nicht heilig geworden. Nicht, weil wir keine Wunder gewirkt und keine Völker bekehrt und den unerbittlichen Strom der Geschichte der Welt nicht in ein anderes Bett geleitet haben. Sondern weil wir Gott nicht liebten, wie es ihm gebührt, aus ganzem Herzen und aus allen Kräften. Man kann doch darauf nicht verzichten, man kann doch hierin nicht bescheiden sein. Unser Herz aber liebt nicht so, wie es könnte und müßte, ohne Maß und ohne Grenzen. Ein wenig schon; aber ein wenig ist in dieser Sache beinahe schlimmer als nichts. Denn das ganz sich versagende Herz hat eben seinen Meister noch nicht gefunden; es ist immer noch ganz und ungeteilt zu verschenken. Das geteilte und zwiespältige aber? Wer wird es noch sammeln und innig machen, auf daß es auf einmal und restlos und ungeteilt sich an Gott verschenke? Weh,

unser armes, zerfallenes Herz! Es ist so unheimlich: ein wenig Sehnsucht nach stärkerer Liebe, ein verhehlter, bitter-böser Ärger über die ungemessenen Ansprüche der Liebe und beides zusammen überdeckt von einem Gefühl der Ohnmacht und der Schwäche. Das ist das Herz des alternden Menschen, der nicht heilig wurde. Das Herz möchte wohl, aber es fühlt sich schwach, und die echten Gelegenheiten, ohne Vorbehalt zu lieben, maßlos zu lieben — wie kann man anders lieben wollen? —, die tödlich notwendigen Gelegenheiten, die man sich doch nicht selber gibt, die einem geschenkt werden, wollen sich nicht mehr einstellen.

Sind wirklich die Sternenstunden unserer Liebe zu Gott vertan — vielleicht haben wir nicht einmal gemerkt, wann und wo sie durch unser Leben zogen — und unwiederbringlich vorbei? Bleibt uns so nur die Trauer und als höchste Tat, die noch möglich ist, die Ergebung in das, was wir sind, die Resignation, die anbetend und verstummend vor dem Gott niederfällt, in dessen unergründlichen Willen hinein wieder verschwindet, was wir hätten sein können und nicht geworden sind? *Ploremus coram Domino*, qui fecit nos, weinen wollen wir vor dem Herrn, der uns schuf? Wenn wir nun aber so sagten: wir haben versagt, wenn wir sprächen: wir selber haben die Gelegenheiten versäumt, wenn wir geständen, — weil wir denken, es gehöre sich so, ohne dabei recht zu wissen, sind wir reuig oder feige —: wir waren faule Knechte, träge und bequem, wäre dann dieses Geständnis nicht wiederum von dem traurnigmachenden Wissen begleitet, daß selbst die Reue, die wir fertig brächten, nicht einmal den inneren Menschen wahrhaft läutern würde, sondern auch nur ein Stück des Menschen wäre, der wir geworden sind, im „Innern“ alt und müde und — im letzten uneingestanden — mit einem heimlichen Bodensatz von Bitterkeit? Dann wäre auch unsere Reue noch einmal wir selber: die Reue des Besiegten, die unverwandelt läßt. Es ist schon so: dem tödlichen Gesetz des Welkens und des Todes scheint auch das Leben im heiligen Geist verfallen zu sein. Und wenn einer sagte: es sei kein Gesetz, sondern Schuld, dann wäre mit diesem härtesten Urteil uns ja auch nur geholfen, wenn wir diese Schuld von uns tun könnten oder sie einer von uns nähme. Aber sie scheint nicht bloß unsere Schuld, sondern auch unsere Strafe zu sein, bei der man nicht recht weiß, wie man sich ihrer entledigen dürfe, ohne damit die Schuld zu leugnen.

Gibt es keinen Trost in dieser Bilanz? Ach, wenn wir nur wüßten, ob wir uns überhaupt noch einen Trost suchen dürfen? Oder ist es nicht besser, still zu weinen, still und hoffnungslos und sich gerade nicht trösten zu lassen, bis der Tag des Herrn kommt, und wir als die ärmlichen und vergrämten Bettler mit den leeren Händen und dem Herzen des trägen Knechtes, der selbst nicht weiß, ob er bemitleidenswert oder verächtlich ist, dann doch das Erbarmen des Herrn finden, weil seine barmherzige Liebe grundlos und gegen alle Erwartung begnadigt? Soll unser Trost nicht gerade einzig der sein, wenigstens unsere Armseligkeit in ihrer

Bitterkeit mit nüchterner Ehrlichkeit als Endergebnis unseres Lebens einzugestehen: Vater, halte mich nur, wie einen Deiner geringsten Knechte, mich den faulen und stöhnigen Knecht; gib ihm das Gnadenbrot in Deinem Reich. Dein Knecht hätte Dein Reich verdienen sollen durch das reine Erglänzenlassen Deiner Gnade. Aber nun bleibt ihm nur als letzte Tat die stumme Neigung des Dunklen vor Deiner vergeudeteten Gnade. Was ich Dir als Tat, als meine Leistung und das Verdienst um Dein Reich auf der Schale meines Herzens hätte anbieten können, wäre immer Deine Gnade gewesen, weil Du allein die Herzen mit Deinem heiligen Geist erfüllen kannst. Aber nun ist mir das Herz fast leer geblieben; es ist mir zerronnen, was Du mir gabst. Mein Abgrund preist Deine Höhe, und meine Tränen über mich selbst zeugen von der Herrlichkeit der Liebe, die Du mir schenken wolltest, und die ich vertan habe. Aber Dein Knecht muß Dir gestehen: es ist zuviel Sehnsucht nach Dir in seinem Herzen, als daß er nicht mit Tränen der Freude Dich als Deine Gabe empfangen wollte, bloß darum, weil er sie als Dein grundloses Geschenk empfangen muß, als Geschenk von Dir, der Du die Liebe bist, eine Liebe, die nur bei dir ist, die den Erbärmlichen krönt und — o Wunder — wie ein Geschenk dankbar ein Herz entgegennimmt, das nur da ist und willig, sich nehmen zu lassen, weil Du es entgegennimmst.

Ist solches Geständnis unser Trost, unser einziger Trost über die kümmerliche Bilanz unseres Lebens? Ist das vielleicht sogar der Trost, das wahre Glück, die allein echte Zuversicht auf das Erbarmen des Herrn? Denn seht, auf jeden Fall muß es der Mensch einmal fertig bringen, von sich abzuspringen, nicht mehr an sich selbst Halt finden zu wollen, sich loszulassen. Selbst wenn er sich der Gnade rühmt, die ihn wirklich erhoben hat, ist dieses Rühmen eben ein Preisen der Gnade. Und das kann man nur, wenn die Hand die Gnade ergreift, um sie loszulassen, empfängt, um sie als Lobopfer vor Gott auszugießen und so arm zu werden. Geschieht dies aber nicht leichter — ja, für uns Sünder voll der Habsüchtigkeit der Armen, die nur arm im Geiste sein können, wenn sie wirklich nichts haben, — geschieht dies nicht einzig nur dann, wenn uns die Gnade wird im Weinen über unser Versagen und im Schmerz, sie verscherzt zu haben? Wird uns der Geist anders zuteil, als in der Bitterkeit, Fleisch zu sein, das Leben anders als in der Dunkelheit des Todes? Ist also nicht doch die Bilanz des Verzagens für den Sünder — und wann wären wir das nicht? — der beste Gewinn?

Aber mein Gott: ist dieser Trost nicht zu schlau? Ist er nicht die letzte und entscheidende Teufelei unseres Herzens, das im Grunde die bittere Erfahrung der Armut und Leere als frommes Spiel der Liebe Gottes zu durchschauen glaubt? Denken wir bei solchem Trost nicht in der tiefsten Grube unseres Herzens: er schreckt uns nur, damit sein Trost uns nachher um so seliger vorkomme; er macht nur arm, damit wir danach den Reichtum seiner Gnade um so herrlicher fänden; er läßt uns nur in Schuld und

Versagen geraten, damit er die Großmut seiner Liebe verkosten könne? Ja, haben wir letztlich mit unserem Trost nicht verstohlen gesagt: sei gescheit, gib nach, tu Gott den Gefallen, zu bereuen und deine Erbarmlichkeit zu bekennen, damit er die Freude habe, großmütig und barmherzig zu sein? Haben wir uns nicht mit unserer ganzen hinterlistigen Redekunst um Gottes Gericht und um unser Versagen herumgelogen, um unser Versagen, das nicht sein dürfte, das aber geschah, das ausweglos ist, und nicht das Mittel, um Gottes Gnade zu erlangen? Erbarm Dich unser, o Gott! Wie irrsinnig ist unser Denken: wie soll es seine Gnade als Gnade anerkennen, ohne die Gnade nochmals zu vergewaltigen? Wie die Schuld bekennen in Reue, ohne Schuld und Reue zur geheimen Falle zu machen, die Gottes Gnade um so sicherer fängt, je unbedingter scheinbar sie den Menschen dem „gerechten Gericht Gottes“ überantwortet? Die Menschen, die doch alle Sünder sind, können sich doch nicht danach unterscheiden, ob sie diesen Trick heraushaben, den Trick, auf dem Kaleidoskop der Welt und der Seele nochmals weiterzudrehen, bis aus Schwarz wieder Weiß geworden ist.

Dieser Trost endet also sehr mißträstlich. Er ist gefährlich und in Wirklichkeit kein Trost. Es gibt auch, ja sogar erst recht, im geistigen Leben so etwas wie eine Unbestimmtheitsrelation. Man will einen Vorgang kontrollieren und genau bestimmen, damit man sicher wisse, was man an ihm habe. Man will einen Vorgang beobachten und verändert ihn notwendiger Weise durch die Beobachtung, weil die Beobachtung selbst ein Stück des beobachteten Ereignisses ist. Man kann keinen neutralen Standpunkt außerhalb der Sache finden für ihre Kontrolle. Die Prüfung ist schon eine Tat. Und wie sie ausfällt, kann man selbst nicht wieder bilanzsicher feststellen. Und doch ist sie selber ein Posten in der Bilanz, und, weiß Gott, gerade der dunkelste, weil sie alles aufklären und in Ordnung bringen wollte. Und das ist das Gefährlichste. Wer seinen Trost und Gottes Gnade greifen will, verdirbt sie. Das „Hinschauen“ wirkt tödlich auf das Betrachtere. Wer seine Liebe genießt, pervertiert sie. Wer sich seiner Reue getröstet, läßt die Quelle echter Tränen versiegen. Wer Bilanz macht, um aufatmend festzustellen, jetzt habe er — wenigstens durch die resolute Kapitulation vor dem Gott der Gnade — die Gnade Gottes eindeutig ergriffen, der hat die Bilanz durch das Bilanzmachen schon verfälscht. Im letzten muß auch da das Herz im Leibe bleiben, immer verborgen, immerzu schlagend, nie aber abgestellt und auseindergenommen zur überholenden Prüfung.

Wir wollten uns ergreifen, um uns darüber zu vergewissern, was wir an uns haben, wo vermutlich nicht mehr allzuviel dazukommt. Es ist aber nicht wohl gelungen. Was bleibt uns also übrig? Nichts als weitere Posten zur Lebensrechnung hinzuzufügen, die Gott addieren wird! Nur so ist dem Menschen wirkliche Kapitulation vor Gottes Gnade möglich. Nur so, mittelbar. Es bleibt uns nichts übrig, als zu säen, nicht zu ernten, zu

sammeln, nicht zu berechnen, was wir gesammelt haben — auch die endgültige Feststellung des Defizits wäre noch ein solches Rechnen! — Nichts als das Herz weiter sein Werk tun lassen: die „guten Werke“. Denn diese sind das Werk des Herzens, in denen allein das Herz sich wirklich hat, indem es sich in seinem Tun vergißt, indem es „ausgeht“ und so im Verlieren allein sich wahrhaft besitzt.

So müssen wir also beten, nicht „denken“. Man muß da nicht wissen, sondern lieben. Man darf nicht den Gefühlen der Liebe nachlaufen, sondern muß Taten und Opfer der Liebe verrichten, — gerade weil man bei ihnen nie so recht weiß, aus welcher Gesinnung sie kommen und sie uns so nicht sichern. Gott kommt es auf unser Herz an, uns aber muß es auf unsere handfesten Taten ankommen, uns, die wir heute es anders zu einer reinen Gesinnung gar nicht mehr bringen, weil wir sonst unsere eigenen Gesinnungen greulich genießend verzehren. — Die Alten verrichteten ja auch ihre Gesinnungen als Taten; die brauchten sich vor ihnen nicht zu fürchten. — Ach, wenn wir es doch lernten, unsere tiefen Gedanken und erhabenen Gesinnungen zu fürchten und ungläubig und skeptisch wieder ein wenig mehr Erfolgsethik statt Gesinnungsethik trieben: einfach arm würden, das Pfarrhaus mit unangenehmem „Pack“ füllen, geduldig uns ausnützen ließen, lange beteten, auch einmal fasteten und nicht so viele Kunststücke zusätzlicher Selbstversorgung übten, wenn wir auf die guten Werke vor dem Gericht Gottes hofften und mehr erwarteten vom „persolvierten“ Rosenkranz und dem über den Gartenzaun dem Armen zugeworfenen Zwiebelchen — Ihr kennt die Geschichte — als von unseren verfluchten mystischen Sublimitäten oder erschütternden — philosophischen oder theologischen — Existenzialängsten, dann wären wir viel, viel besser daran.

Und nun: Können wir das nicht tun? Können wir behaupten, das sei über unsere Kraft? Können wir sagen, dazu seien wir zu alt? Muß uns das zu wenig und nicht radikal genug sein, wenn Gott es von uns verlangt? Wir können nicht heilig werden, meinetwegen, aber in Gottes Namen: geduldig und keusch sein, sich vor den Menschen nicht fürchten — trotz unserer inneren Feigheit —, ärmer werden und länger in der Kirche knien: wenn wir wollen, das können wir. Das kann unser Leib, wenn es das Herz schon nicht sollte fertig bringen können. „Wenn wir wollen“, das ist keine Aufforderung, zweifelnd zu prüfen, ob wir wollen können, sondern die Aufforderung, es zu tun, obwohl wir angeblich nicht können, und am getanen Werk zu merken, daß wir doch konnten. Wir sollen nicht wieder über dieses Wollen und Können qualvoll nachdenken, sondern heute wieder anfangen. Begeisterung ist dazu nicht nötig. Anfangen heute für heute. Sufficit diei malitia sua. Dem morgigen Tag sorgt dann für sich selbst. Und dann mag auch der Blitz des Gerichtes Gottes in unser Leben hineinfahren, wann er will. Er wird schon der Aufgang des ewigen Lichtes sein. Und der Engel des Gerichtes wird am Zwiebelchen

uns sicherer zur Höhe hinaufziehen als an unseren erhabenen Reflexionen. Und so heißt unsere Bilanz am Ende: der einzige und der noch zuverlässigste Posten, der die Bilanz in Ordnung bringt, bei dem man vergißt, nach dem Bilanzresultat zu fragen, ist: mach weiter mit der harten, gewöhnlichen Pflicht des christlichen Alltags der guten Werke. Mach weiter! Heute und morgen. Solange es Gott gefällt. Lauere ein wenig, daß Du die seltenen Gelegenheiten zu größeren guten Werken nicht verpassest. Und solange uns unsere guten Werke immer ein wenig wehe tun und dem Herzen bitter sind, solange wir das zweite Werk tun, um zu vergessen, daß das erste gut war, solange wissen wir auch, daß diese Werke noch nicht zur äußeren Routine entartet, und wir im Guten, trotz unserer Jahre, noch nicht pharisäerhaft verhärtet sind. So wird die Bilanz ein Aufgeben der Bilanz — ich vergesse, was hinter mir liegt —, wird ein Laufen nach dem Kampfpriis des ewigen Lebens in der bittersüßen Mühsal des christlichen Alltags.

Wenn wir so laufen, dann ist uns alles gestattet. In diesem Lauf dürfen wir auch Bilanz machen, dankbar oder zerknirscht. Wenn wir laufen, darf uns auch einmal überkommen jenes nur durch die heimlichste Kammer des Herzens verstohlen und leise wie ein Schatten — *poli me tangere* — ziehende Wissen um die Auserwählung: o süße Gnade, schon neigt sich der Baum des Lebens immer tiefer, schon beginnt er niederzusinken in Gottes Land, schon wandelt sich die Freiheit sachte in die selige Unmöglichkeit, Gottes Liebe noch zu entkommen, schon spürt das Herz, wie der Kampf gegen Gottes hartnäckige Liebe schon verloren ist: er ist zu nahe und seine Liebe ist jetzt schon so, daß sie uns die Angst nimmt, wir könnten am Ende doch etwas anderes lieben als eben diese Liebe. Wenn wir laufen, dann können wir das Ziel, dem wir entgegenzueilen, nicht herrlich genug rühmen. Denn selbst unsere kühnsten Illusionen sind kleiner als Seine Wirklichkeit, die uns zuteil werden wird. Wenn wir laufen, dann schadet es uns nicht, zu hoffen, doch noch am Ende unser ganzes Leben und all seine Möglichkeiten eingeholt zu haben, auch die verpaßten und vertanen. Denn im Lande Gottes wohnt keine Resignation. Gott wird alle Tränen von unseren Wangen küssen, und auch die seligen Tränen der Reue werden ihm dann noch zu bitter sein. Wie aber sollten die Tränen versiegen und die Resignation sich in Lachen verwandeln, wenn nicht auch die vertanen Möglichkeiten des Lebens doch noch zur Wirklichkeit würden? Lasset uns darum singend laufen: es ist gut. *Felix culpa!* Es ist alles gut! Und nichts ist vorbei und dem verloren, der Gott entgegenläuft, Gott, der sich in der Ungeduld der alles neu schaffenden Liebe schon aufgemacht hat und ganz nahe ist. Er ist nahe! *Hodie, si vocem eius audieritis...* Heute, wenn Ihr seine Stimme hört... Die vergangene Vergänglichkeit ist der Aufgang des ewigen Gottes. O frohe Botschaft: wir laufen Gott entgegen, — und er ist schon nahe!